

## **Anmerkungen zur Differenz von Zentrum und Peripherie**

Workshop Konstanz 12. 2. 2010 / *Geplante Peripherien. Das Problem der Steuerbarkeit von Marginalisierungs- und Chaotisierungseffekten*

Der Begriff der Peripherie impliziert den des Zentrums. Es handelt sich hier um Gegenbegriffe im Sinne Kosellecks, also um Begriffe, die sich gegenseitig Kontur geben und die ohneinander ihre reiche Strukturiertheit einbüßen würden. Ich möchte erst einige Bemerkungen zu einigen Selbstverständlichkeiten dieser Gegenbegriffe machen, um dann Ausnahmen in den Blick zu nehmen, die interessanter zu sein versprechen als die Regel. Zunächst zum Normalfall: Das Begriffspaar entfaltet, aus systemtheoretischer Sicht, seinen Sinn zunächst in der Raumdimension, dann aber in einer raumlosen Sozialdimension.

“Vormoderne Hochkulturen beruhen” nach Auskunft Niklas Luhmanns auf der Kombination von zwei “Differenzierungsformen” von Kommunikation. Sie verwenden “sowohl stratifikatorische Differenzierung als auch Zentrum/Peripherie-Differenzierung” (Luhmann 1997, 663). Die Unterscheidung von Zentrum und Peripherie, wie sie etwa im Falle der Herrschaft von Stadtstaaten über ein Umland greifbar werden, findet anfangs ihren Halt an der faktischen Konzentration von Personen an einem Ort, an dem die soziale Komplexität höher ausgebildet ist als im Umland. Dort entstehen zuerst Hierarchien und Arbeitsteilungen, nicht in den vergleichsweise einfach strukturierten, segmentär differenzierten Peripherien.

Allerdings sei an dieser Unterscheidung *nicht* die Geographie entscheidend, sondern ihre “strukturellen Eigentümlichkeiten” (665). Wichtig für Luhmann ist nicht der messbare Raum zwischen Mitte und Rand, sondern die von dieser Differenz geprägte Anschlussfähigkeit und Komplexität der Kommunikation, die im Zentrum anders sind als an seiner Peripherie. Zentrum und Peripherie können – strukturell gesehen – durchaus *am gleichen Ort* sein, etwa im Salon der *bel étage* und der *chambre bonne* im selben Haus an der Avenue Marceau. Was im Pariser Dienstbotenzimmer auch immer stattfindet, es hat keine Konsequenzen für die Gesellschaft, die Interaktion im Salon dagegen ist noch im 20. Jahrhundert operativer Teil ihrer Selbstbeschreibung.

Gegen diese *strukturelle* Fassung der Differenz könnte man einwenden, dass die Dienstboten der Hauptstadtpalais‘ das Zentrum immerhin beobachten können, mit allen Folgen für die eigene Selbstbeschreibung als niederen Stand oder als mondäne Pariser, während man an der *räumlich* verstandenen Peripherie eines Reiches kaum weiß, dass es ein Zentrum gibt. Rom oder der Zar sind weit weg – und man nimmt keine Rücksicht Autoritäten, die auf „persönliche Gegenwart“ angewiesen sind (Simmel 1989: 234). Dies spricht für die große Bedeutung der Raumdimension dieser Unterscheidung.

Gesellschaften, die derart anhand der Differenz von Zentrum/Peripherie differenzieren *und* in der Interaktion den Regelfall der Kommunikation finden, schließen ihre Peripherien von den Interaktionen des Zentrum räumlich aus. Zu den Folgen gehört: *Auf dauerhaft Abwesende wird kaum Rücksicht genommen*. Distanz vom Zentrum zählt als Nachteil aber nur, solange man nicht von Interaktion auf Kommunikation umsteigen kann. Wer weit vom Hof entfernt Bücher und Briefe schreibt, die in ganz Europa diskutiert werden, wie Rousseau, der gehört dennoch zum Zentrum – aber nur weil Buchdruck und Post: Speicher- und Verbreitungsmedien zugleich die strukturelle Differenz von Zentrum und Peripherie abgeschafft haben. Nicht nur der Salon liest, auch die Dienstmädchen. Die Unterscheidung verweist aber in jedem Fall auf die medientechnischen Standards einer Gesellschaft.

In der Moderne, so eine zentrale These der Systemsoziologie, haben räumliche Differenzierungen ihren Rang eingebüßt. Die „neuen Kommunikationstechnologien“, heißt es auch in Luhmanns letzter Monographie über *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, „bagatellisieren [...] den Platz“, weil alles auch „anderswo“ stattfinden kann und „trotzdem nahezu gleichzeitig“ (Luhmann 1997: 152). Die rollenkonforme Teilnahme an der Kommunikation der Funktionssysteme entscheide nun, in der Moderne, vorzüglich über die Reichweite eines Beitrags. Der Ort einer Offerte spiele keine grundsätzliche Rolle – dank der Inklusion der Gesamtbevölkerung in die Funktionssysteme und ihren Anschluss an das flächendeckende Verkehrs- und Fernkommunikationswesen. Das Argument ist klassisch: Schon Max Weber hat darauf hingewiesen, dass die im Vergleich zu Alteuropa wesentlich höhere soziale Komplexität der ‚bürokratischen Herrschaft‘ in der Technik ihre Voraussetzung findet: „Neben den fiskalischen Voraussetzungen bestehen für die bürokratische Verwaltung *wesentlich* verkehrstechnische Bedingungen. *Ihre Präzision fordert Eisenbahn, Telegramm, Telephon und ist zunehmend an sie gebunden.*“ (Weber 1980: 129) Der „Apparat“ der Bürokratie in Staat, Recht oder Wirtschaft kommt ohne Apparaturen nicht aus, er ist auf die Verfügung über die „modernen Nachrichten- und Verkehrsmittel (Telegraph) angewiesen“ (571). Als Joseph K. in die Mühlen des gigantischen Gerichtsapparates gerät, empfiehlt ihm daher sein kluger Onkel, er möge zu ihm aufs Land kommen, da er dort „dem Gericht gewissermaßen entzogen“ werde. „Hier haben sie alle möglichen Machtmittel, die sie notwendiger Weise, automatischer Weise auch Dir gegenüber anwenden; auf das Land müssten sie aber erst Organe delegieren oder nur brieflich telegraphisch telephonisch auf Dich einzuwirken suchen.“ (Kafka 1996: 100) Ohne die nötige Infrastruktur, werde die „Wirkung“ der Behörde nachlassen, vermutet der Onkel. Für den Max Weber-Leser Kafka ist also die Zentrum/Peripherie-Differenz mehr als eine strukturelle Unterscheidung, die vor allem die Sozialdimension des Sinns beträfe. Vielmehr muss dieser räumliche Unterschied verkehrswissenschaftlich aufgefasst werden: es geht um die Transport- und Nachrichtenmedien, die den Zwischenraum überwinden können. Die Sozialsysteme kommunizieren schließlich im Medium der Funktionsrollen, und die Personen und Organisationen benötigen dazu nicht nur soziale Adressen, sondern auch postalische. Und in

dieser Hinsicht gibt es nach wie vor Zentren und Peripherien. Die Raison der Moderne: nämlich die Inklusion der Gesamtbevölkerung in die Funktionssysteme der Gesellschaft setzt ein Nachrichtenwesen voraus, deren Botschaften auch die “fernste Ferne” zügig erreichen. Wo dies scheitert, wie in Kafkas präziser Erzählung *Eine kaiserliche Botschaft*, spielt das Zentrum an der Peripherie allein noch in Träumen eine Rolle (Kafka 1982: 138). Wenn aber die Funktionssysteme ihre Klienten an den Rändern eines Territoriums nicht zu erreichen verstehen, haben wir es *dort* nicht mit einer modernen Gesellschaft zu tun, obschon die funktionspezifische Ausdifferenzierung in den Zentren vollständig vollzogen sein mag. Luhmann ahnt das (Luhmann 1995a, Luhmann 1995b), nimmt aber die offenkundigen Ausnahmen von der Regel nicht zum Anlass einer Revision der Theorie, sondern zur Klage darüber, dass es Regionen gäbe, die aus der Weltgesellschaft gleichsam herausfielen (Werber 1995; Werber 2008).

Die Differenz von Zentrum und Peripherie, dies wäre als Zwischenbilanz gegen systemtheoretische Annahmen festzuhalten, spielt aber nach wie vor eine große Rolle bei der Differenzierung von Kommunikation. Dies gilt auch *nach* der Einführung moderner Kommunikations- und Verkehrsmittel, und dies gilt erst Recht mit Blick auf Zonen, deren Sozialordnung nicht als funktionsdifferenziert beschrieben werden kann. Die Gegenbegriffe Zentrum und Peripherie machen Sinn – zuerst in der Raumdimension, aber auch in der Sozial-, Zeit- und Sachdimension der Kommunikation (sachlich zumal dann, wenn es an der Peripherien keine Funktionsdifferenzierung westlichen Typs gibt und Beiträge gar nicht entsprechend codiert werden, etwa als wissenschaftlich, rechtlich, wirtschaftlich etc.).

### **Schnitt: Peripherie als Grenze / Netze / lebende Grenzen**

In urbanistischen oder organisationssoziologischen Kontexten wird Peripherie nicht nur als Gegenbegriff zum Zentrum aufgefasst, sondern als Grenze einer Entität. Die Peripherie im Sinne Luhmanns wäre zweifellos ein räumlich ausgedehnter Bezirk, der zu einem Herrschaftsgebiet oder Reich dazugehört und dadurch ausgezeichnet ist, dass dort kaum gesamtgesellschaftlich relevant oder folgenreich kommuniziert wird. An die Peripherie wird man verbannt wie Vergil, aber man lebt immer noch im Römischen Reich. Die Peripherie als Grenze ist dagegen jener äußerste Rand einer Entität, dessen Überschreitung in andere Räume, andere Territorien, andere Ordnungen führt. Im Fall von politischen Grenzen können diese Peripherien von enormer Wichtigkeit sein; sie sind entsprechend befestigt und bewacht. Posten kontrollieren den Grenzverkehr. Was an dieser Art von Peripherie vorfällt, entgeht gerade nicht der Aufmerksamkeit der Behörden, wie Ks Onkel in Kafkas *Proceß* hofft; vielmehr findet hier jede Kleinigkeit größte Beachtung. Der Staatsapparat kerbt sein Territorium, um dann seine Grenzen zu kontrolliert, könnte man mit Deleuze und Guattari formulieren (Deleuze 1997: 494).

Gegen eine weit verbreitete Auffassung der Grenze als Differenz zwischen zwei Gebieten, als Linie, die eine Fläche durchschneidet, hat Carl Schmitt Einwand erhoben. Kritisiert wird von ihm im Jahre 1941 ein geometrischer, cartesianischer, also abstrakter und inhaltsleerer, wenn man will: systemtheoretischer Raumbegriff wie folgt:

„Der Auffassung des Raumes als einer leeren Flächen- und Tiefendimension entsprach die in der Rechtswissenschaft bisher herrschende sogenannte ‚Raumtheorie‘. Sie fasst Land, Boden, Territorium, Staatsgebiet unterschiedslos als einen ‚Raum‘ staatlicher Betätigung im Sinne des leeren Raums mit Lineargrenzen auf. Sie verwandelt Haus und Hof aus einer konkreten Ordnung in eine bloße Katasterfläche und macht aus dem Staatsgebiet einen bloßen Herrschafts- oder Verwaltungsbezirk, einen Zuständigkeitsbereich, einen Amtssprengel, eine Kompetenzsphäre oder wie die verschiedenen Umschreibungen lauten. ‚Der Staat ist nichts anderes als das auf einer bestimmten Fläche für das Recht organisierte Volk‘, lautet die Definition, die Fricker [Karl Viktor Fricker, *Vom Staatsgebiet*, Tübingen 1867, S. 27. NW], der Begründer der Raumtheorie, aufgestellt hat und die dann durch Rosin, Laband, Jellinek, Otto Meyer, Anschütz herrschend geworden ist.“ (Schmitt 1991: 77)

Bei diesen Vorstellungen werde von den konkreten Ordnungen, also von Situierungen und Lokalitäten, vollkommen abgesehen. Der Raum sei hier nur eine „inhaltsleere Allgemeinform des Erkennens“ (78), ein „leerer Raum“, dem eine ebenso abstrakte Kategorie der Zeit entspreche (78). Es fänden sich jedoch im „deutschen [...] Schrifttum“, so Schmitt, „beachtliche Anläufe zu einer Überwindung dieses leeren Raums.“ Dieser andere Raumbegriff sei vor allem dadurch gekennzeichnet, dass er im Umgang mit dem Raum ein „Merkmal des Lebens“ finde, also den Raum aus einer biologischen Perspektive entdecke. Dieser „Lebensraum“ (79) als Raum wirklichen Lebens werde endlich einer „leeren, neutralen, mathematisch-naturwissenschaftlichen Raumvorstellung“ entgegengesetzt (79). „Statt einer leeren Flächen- oder Tiefendimension, in der sich körperliche Gegenstände bewegen, erscheint der zusammenhängende *Leistungsraum*“, schreibt Schmitt (76). Dieser Leistungsraum sei nicht immer schon da wie der Raum im „Apriorismus der Kantischen Philosophie“ (80), sondern gehe aus dem Leben der Lebewesen selbst, aus der konkreten Interaktion des Lebens mit seiner Umgebung hervor. Seine Argumentation stützt Schmitt mit den zu dieser Zeit fortschrittlichsten Positionen naturwissenschaftlicher Theorie, wie sie Max Planck und Viktor von Weizsäcker vertreten haben (80). Seine biologische Grundlegung des Raumdenkens ist für mein Projekt interessant, weil sie verständlich macht, warum aus der Entomologie und der auf sie gestützten ethologischen und soziobiologischen Untersuchungen entscheidende Impulse für die politische Theorie und die Modellierung des Raumbegriffs im allgemeinen und der Konzeption der Peripherie im besonderen hervorgehen. Was Schmitt nun anführt, ist aber auch noch in anderer Hinsicht spannend, denn er bringt hier Kategorien zusammen, die man heute in den avanciertesten Forschungsfeldern der Soziologie, Ethnographie und Medienwissenschaften findet. Ich zitiere Schmitt und werde ihn anschließend kommentieren:

„Für unseren neuen, konkreten Raumbegriff noch bedeutungsvoller [als die Quantenphysik. NW] sind die biologischen Untersuchungen, in denen sich, über die raumaufhebende Problematisierung des Raumbegriff hinaus, ein anderer Raumbegriff durchsetzt. Danach geht ‚Bewegung‘ für eine biologische

Erkenntnis nicht im bisherigen naturwissenschaftlichen Raum vor sich, sondern es geht umgekehrt die raumzeitliche Gestaltung aus der Bewegung hervor. Für diese biologische Betrachtung ist also die Welt nicht im Raum, sondern der Raum in und an der Welt. Das Räumliche wird nur an und in den Gegenständen erzeugt, und die raumzeitlichen Ordnungen sind nicht mehr bloße Eintragungen in den vorgegebenen leeren Raum, sondern sie entsprechen vielmehr einer aktuellen Situation, einem Ereignis.“ (80)

Heute würde man diese Betonung der Raumkonstruktion im Agieren und Interagieren der Organismen und ihrer Umwelt wohl als Konstruktivismus bezeichnen und den Blick auf die Situationsbezogenheit und Ereignishaftigkeit der Erzeugung des Raums „an und in den Gegenständen“ als Errungenschaft der Actor-Netzwerk-Theorie verbuchen. Schmitt kann natürlich die überraschende Anschlussfähigkeit seiner Kategorien nicht vorhersehen; ihn interessiert an den Lebenswissenschaften nur, dass er Verbündete im Kampf gegen Container-Räume mit Lineargrenzen findet. Die Grenzen ist keine Linie auf einer Landkarte. Peripherien können entsprechend als „Leistungsraum“ gedeutet werden (80), der aus bestimmten Operationen, Techniken und Praktiken hervorgeht. Nicht die Dinge werden im Cartesischen Raum platziert, sondern sie bringen als Agenten kollaborativ einen spezifischen Raum hervor. Ein Beispiel soll illustrieren, wie Schmitt sich dies vorstellt. Es geht um Netzwerke. Und zwar auch deshalb, weil sich mit Blick auf Netzwerke fragen lässt, ob hier nicht genauso von *Kollektiven ohne Peripherie* gesprochen werden könnte, wie in jüngster Zeit Eva Horn *Kollektive ohne Zentrum* (Bielefeld 2009) ins Gespräch gebracht hat.

Ich möchte Ihnen Schmitt also als Netzwerktheoretiker vorstellen. In seiner 1939 zuerst veröffentlichten und 1941 überarbeiteten Studie *Völkerrechtliche Großraumordnung mit Interventionsverbot für raumfremde Mächte* entwickelt Schmitt seinen biologisch inspirierten, qualitativen Raumbegriff am Beispiel der „Großraumwirtschaft“. Die „spezifischen Formen und typische Ausgestaltung der Energiewirtschaft, die sich im Zusammenhang der fortschreitenden Elektrifizierung und der Gasfernversorgung“ ergeben, lieferten jenen „konkreten Gegenwartsbegriff, den wir brauchen“ (Schmitt 1991: 12). Konkret ist für Schmitt die „planmäßige Zusammenarbeit weiträumiger Strom- und Gasnetze“ im „Verbund“, d.h. mit „rationaler Ausnutzung der Verschiedenartigkeit [...], rationaler Verteilung der verschiedenen Belastungen, Rückgriff auf einander aushelfende Reserven, Ausgleich von gesicherten und ungesicherten Leistungen und von Belastungsspitzen“ (13). Schmitt sieht ein Netz aus Netzen entstehen: an „großräumig geplante Großraumnetze“ schließen sich lokale und regionale „kleinräumige Netze“ an (13). Auch Schmitt bekommt hier das Problem der von Luhmann thematisierten Bagatellisierung des Raums in den Blick, denn es bleibt für einen Abnehmer der Leistungen des Netzes gleichgültig, wo diese Leistung generiert worden ist. Strom ist Strom, Gas ist Gas, wo immer auch eingespeist werden mag. Schmitt spricht von der „technischen Überwindung des Raums“ (60), eine Formulierung, die seitdem vielfach wiederholt worden ist, etwa von Niklas Luhmann, Helmut Willke, Norbert Bolz oder in der von Marshall McLuhan geprägten Formulierung der medialen „annihilation of space“ von Manuel Castells und von Dutzenden amerikanischer Autoren. Diese These entfaltet im

Zusammenhang dieser letztgenannten Theorien eine große politische Bedeutung, denn die Überwindung des Raums durch Medien wird zugleich als Ende der souveränen Mächte alten Schlages gedeutet.

Bei Schmitt freilich, und daher führe ich seine Netzwerktheorie hier an, führt die große „Kraft der raumüberwindenden Mächte“ (29) nicht in einen raumlosen Raum der Ströme oder in eine transnationale Demokratie, sondern zu einem in den neusten Erkenntnissen der Quantenphysik und der Biologie Halt findenden geopolitischen Zusammenhang von „Ordnung und Ortung“ in einem großdeutschen Reich und seinem „Leistungsraum“ (80ff). Die Organisationsform auch dieses Raums ist aber das Netz. Das „Reich“ ist ein Netz aus Netzen. Das entscheidende differenzierende Begriffspaar wäre also nicht das von Zentrum und Peripherie, sondern das von Knoten und Verbindungen. Die Logik des Netzes ist auch bei Schmitt bereits die Konnektivität. Es will alles anschließen, es will, dass jede „kleinräumliche Isoliertheit und Vereinzelnung [...] überwunden“ werde (13). Die Netze und Knoten schlossen sich, so heißt es im biologischen Sprachgebrauch, „mehr oder weniger ‚organisch‘ zu größeren Komplexen zusammen“ (13). Peripherie wäre hier völlig neu zu definieren, denn die Logik der Vernetzung („rationale Ausnutzung der Verschiedenartigkeit [...], rationale Verteilung der verschiedenen Belastungen, Rückgriff auf einander aushelfende Reserven, Ausgleich von gesicherten und ungesicherten Leistungen und von Belastungsspitzen“) zielt ja gerade auf eine Ablösung der Zentrum/Peripherie-Struktur. Peripherie könnte man allenfalls als „lose Enden“ bezeichnen, die noch darauf warten, einen neuen Knoten an das Netz anzuschließen. Eine Peripherie der *loose ties*.

Die „Großraumnetze“ Schmitts bringen freilich keine *Multitude* hervor, wie man heute hofft, sondern planetarische „Freund-Feind-Gruppierungen“ (30). Schmitts geopolitische Welt der Großmächte, die einander befehden, sein planetarisches Denken in Großräumen sucht Evidenzen einerseits im Verweis auf die Faktizitäten des Weltverkehrs, auf das „Funk und Flugwesen“ (60), auf die Strom- und Gasnetze (12f), andererseits im Rekurs auf die Wissenschaften des Lebens. In meinem Projekt werden ich zeigen, wie auf dem Feld der sozialen Insekten beides zusammenfällt: Verkehrswissenschaft und Lebenswissenschaft, Ameisenstraßen und Ameisenkriege, Logistik und Nestsicherung. Den Schritt aus der politischen Theologie zur Entomologie macht freilich Schmitt selbst. Im *Leviathan* verweist er 1938 auf gängige Analogiebildungen zwischen den „Staaten“ der „Ameisen, Thermiten und Bienen mit dem Menschenstaat“, die einem „im übrigen keineswegs utopistischen, naturwissenschaftlichen Denken ohne weiteres einleuchte[n]“ (Schmitt 1982: 57). Zitiert wird die Rektoratsrede des berühmten Myrmekologen Karl Escherich über den *Thermitenwahn*, in welcher der Rektor seinen Studenten die eine oder andere Eigenschaft sozialer Insekten zur Nachahmung empfiehlt, um den „Überorganismus“ des nationalsozialistischen „Totalstaats“ zu errichten (Escherich 1934: 14, 15). „Die Ameise als Paradigma der Gesellschaftswissenschaft“, könnte man mit der FAZ (27. 1. 2010, N4) titeln, deren Begeisterung für den Superorganismus der Escherichs sicher gleichkommt. In dessen

Soziobiologie, kommentiert Schmitt, zeige sich „die unverminderte Aktualität der Staatskonstruktion Hobbes.“ (Schmitt 1982: 58). Es liegt also nahe, nicht nur bei Hobbes, sondern auch bei den Entomologen nachzulesen, was Schmitt für aktuell hält. Das Modell, das Escherich als Vorbild menschlicher Gemeinschaft empfiehlt, ist nun aber das eines „dynamischen“, sich selbst regulierenden „Netzwerks“ von organischen Einheiten in einem „Lebensraum“ (Escherich 1935: 12). Dies sind die Begriffe und Theorien, die Schmitt benutzt, um seinen neuen Raumbegriff vorzustellen. Diese Wechselwirtschaft zwischen Entomologie und politischer Theorie motiviert mein Projekt zur „Raumkontrolle und Grenzregime bei sozialen Insekten“.

Deleuze, Gilles, Félix Guattari (1997): Tausend Plateaus. Berlin: Merve.

Escherich, Karl (1934): Termitenwahn. Eine Münchener Rektoratsrede über die Erziehung zum politischen Menschen. München: Langen & Müller.

— (1935): Biologisches Gleichgewicht. Zweite Münchener Rektoratsrede über die Erziehung zum politischen Menschen. München: Langen & Müller.

Kafka, Franz (1982): Eine kaiserliche Botschaft. In: Sämtliche Erzählungen. Frankfurt am Main. 138f.

— (1996): Der Proceß. Frankfurt am Main: Fischer.

Luhmann, Niklas (1995a): Jenseits von Barbarei. In: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 4. Frankfurt am Main. 138-150.

—: Kausalität im Süden. Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie. Vol. 1. 1995b. 7-28.

— (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schmitt, Carl (1982): Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols. Stuttgart.

— (1991): Völkerrechtliche Großraumordnung mit Interventionsverbot für raumfremde Mächte. Berlin.

Simmel, Georg (1989): Soziologie des Raums. In: Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl. Frankfurt/M.

Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss einer verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr.

Werber, Niels: Von Feinden und Barbaren. Carl Schmitt und Niklas Luhmann. Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken. Vol. 9/19. 1995. 949-957.

—: A Test of Conscience without Indispensable Norms: Niklas Luhmann's War on Terror. Soziale Systeme. Zeitschrift für Soziologie. Vol. 14. Heft 1. 2008. 83-101.